

Aus dem Tagebuch eines Einsamen

Autor(en): **Kienzl, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **4 (1909-1910)**

Heft 11

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748128>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus dem Tagebuch eines Einsamen.

Von Hermann Rienzl.



Wir wissen, daß wir einsam sind.

Der Melancholische fühlt es in jeder Stunde . . .

„Du begleitest mich durchs Leben, sinnende Melancholie . . .“ Und wer sich mit dem Leben fertig glaubt? Sich klare Rechenschaft gibt über das „eitel Nichts?“ Auch ihn beschleicht die Sehnsucht nach der Sehnsucht . . .

Pascal nennt den Trieb nach Ruhe, das Gefühl, ein einzelner, ein Einsamer zu sein, „ein Überbleibsel der ursprünglichen Erhabenheit des Menschen.“ Alles Erhabene aber ist tragisch. Auch vor die Liebe, den Trieb nach Gesellung, nach Ergänzung, setzen die Götter die Einsamkeit. Denn das freudigste, das hingebendste Herz steht eines Tages mitten in seinem Glücke und erzittert; es fühlt in sich den Raum, in den des geliebten Wesens Denken und Empfinden nie eingedrungen ist. Es besinnt sich seiner Einsamkeit.

War einst ein berühmter Arzt und Philosoph, der königlich großbritanische Leibmedicus in Hannover: Johann Georg Zimmermann, geboren am 8. Dezember 1728 zu Brugg (Aargau). Im Jahre 1773 erschien sein Buch „Von der Einsamkeit“. Diese zu ihrer Zeit viel gelesene Schrift, auf die noch Schopenhauer mit Respekt und trefflichen Zitaten hinweist, liest sich mit Behagen. Philosophisch und sogar historisch und geographisch beleuchtet der alte Zimmermann den Trieb zur Einsamkeit. Auch politische Gründe zieht er heran, indem er die Sekten der Wüsten-Einsiedler im Morgenland entstehen sieht aus der in jenen Ländern herrschenden Tyrannenwirtschaft, weil der edlere Mensch den Wunsch habe, sein köstlichstes Gut, die persönliche Freiheit, zu retten. Ferner seien das Klima und die von ihm abhängige Beschaffenheit der Nerven für Geselligkeit oder Einsamkeit von wesentlichem Belang. Gerade unter den körperlich empfindsamen Indern gelte es für weise, sein Leben einsam zu verhocken und den eigenen Nabel zu betrachten. Mit Klima und Nerven erklärt Zimmermann auch das Entstehen der ersten christlichen Mönchsorden in Ägypten und der Sekten der Anachoreten und Cenobiten. Den Arzt und Philosophen leitete ein monistisches Ahnen, den Zustand der sogenannten Seele aus körperlichen Umständen und aus den Einflüssen der realen Umwelt zu ergründen. Diese Einsicht hinderte ihn nicht, in dem Trieb nach Einsamkeit, sofern er nicht krankhaft entartet, das sichere Merkmal jedes Menschen höherer

Art zu erkennen. Zimmermann u m s c h r e i b t die Einsamkeit in vielen ihrer Ursachen, aber sonderbarerweise fehlt in dem Buch die eigentliche Beschreibung ihres Wesens. Der Verfasser begnügt sich damit, die Sucht nach trivialer Geselligkeit als die ausschließliche Eigenschaft öder, eitler Menschen („Schwindelgeister“ sagt er) zu charakterisieren, als den Trieb minderwertiger Leute, die, wenn sie mit sich allein sind, von Langeweile und Ekel vor sich selbst geplagt werden, während der kluge Mensch die schrecklichste Langeweile gerade in Gesellschaft empfinden mag. Einige eingestreute Worte öffnen den tiefen Sinn der Lebensanschauung Zimmermanns. Er sagt: „Der Barometer unserer Denkart ist im Unterleib.“ Und an anderer Stelle: „Der Trieb zur Einsamkeit und der Trieb zur Geselligkeit sind, wie die Religionsbegriffe, bloße Temperamentsfrage.“

Zimmermann war ein bedeutender und von harten Schicksalsschlägen verfolgter Mensch. Der Verzweiflung nahe, fand er Trost in der Einsamkeit und — in seinem Buche von der Einsamkeit. Dieses Buch ist also entstanden, wie Nietzsche die Tragödie der Griechen entstehen läßt: aus dem Bedürfnis, die Erregung abzureagieren. Doch der Weltflüchtling, der ein Buch schreibt und es drucken läßt, den es also drängt sich mitzuteilen, entflieht er nicht seiner Einsamkeit . . . ?

Hier schließt sich der ewige Ring: Das Gefühl der Einsamkeit könnte nicht sein, wenn nicht in derselben Brust die Sehnsucht nach Gemeinschaft wohnen würde. Von einem Zeitgenossen Zimmermanns, dem Dichter M a t t h i s s o n, stammt das naive tiefsinnige Wort: „Es ist ein herrliches Ding um die Einsamkeit! Aber wir brauchen immer ein Wesen, dem wir sagen können: Es ist ein herrliches Ding um die Einsamkeit!“

Das stille Ringen dieser beiden Triebe, in einer feinen intellektuellen Atmosphäre, erfüllt ganz und gar den innerlichen und schattenhaften Roman des Schweden H e n n i n g B e r g e r, der in deutscher Übersetzung bei S. Fischer erschienen ist: „A u s d e m T a g e b u c h e i n e s E i n s a m e n“. Das Buch ist ein wunderbar zartes Gespinnst grauer Fäden, in das, so grau es ist, ein dünner Sonnenstrahl mit Licht und Farbe eindringt.

Einer erzählt und sagt „Ich“. Aber man verliert dieses Ich fast ganz während des Wanderns und Weilens im Buche und findet es erst zum Schluß wieder — wie einen Überlebenden in einem Leichenhaus. Es schien sich aufgelöst zu haben in den fremden Gästen; bleibt aber am Ende allein übrig. Die fremden Gäste wohnen in dem alten Hotel eines Vorortes von Paris. Das Hotel ist ein Sammelfasten, ein Karitätenkabinett. Seine Passagiere, hergeweht aus vielen Ländern und Schick-

salen, sind lauter einsame Menschen. Sonderlinge, die nicht gerade Absonderliches treiben, hauptsächlich nur verharren, bis sie, einer nach dem andern, spurlos aus dem Leben verschwinden. Gerade so, wie sie des Nachts einer nach dem andern aus dem Bohème-Café gehen, ohne etwas anderes mitzunehmen oder zu hinterlassen als ein Stückchen erledigte Zeit. . . . Wohlhabende, Bitterarme, Männer, Frauen, Junge, Alte. Meistens irgendwelche Künstler. Allerlei Arten und Gattungen Einsamkeit. Ein Sammelkasten. Ein Gespenster-Hotel. Doch nichts Unirdisches hat dieser Spuk.

Die alte Schildkröte kann als Symbol gelten — mit ihren traurigen Auglein. Da kriecht sie durchs Zimmer und sucht die Genossin. Weil sie blind gewesen, die andere Schildkröte, war sie eines Tags über den Rand des Balkons hinabgepurzelt und zerschellt. Die Zurückgebliebene sucht, sucht. Dann legt sie das linke Beinchen über die Hornplatte und scheint zu schlafen.

Eine merkwürdige Geschichte wird von einem dieser Bohème-Sonderlinge erzählt; ein Märchen: Es war einmal eine weite, weiße, mondbeschienene Schneefläche. Und aus dem Haus war einer hinausgegangen und nicht wiedergekehrt. Nach Stunden suchten sie ihn. Fanden die Fußspur im Schnee bis zu einem bestimmten Punkt der Ebene. Dort hörten die Stapsen mit einem Mal auf und auf dem Schnee lag „nichts weiter als Toms wollene Mütze; und es war, als sei er geradewegs in die Ewigkeit hineingeschritten“. — „Aber wissen Sie“ — erwiderte einer von den Fremden, ein alter norwegischer Maler — „eigentlich ist das unser aller Geschichte. Eines schönen Tages sind wir fort . . . und ein paar Spuren im Schnee und eine gestrickte wollene Mütze — das ist alles, was wir hinterlassen.“

Unter den einsamen Gästen des Hotels, von denen keiner vermißt wird, wenn er fortging, befindet sich auch Hektor. Ein Einsamer besonderer Art; denn er schleppt einen Gesponsen mit sich: die frischblutige Erinnerung. Ist also noch nicht eigentlich einsam, weil sein Fleisch noch nicht bis zur Abgestumpftheit gefolttert ist — und ist es doppelt, weil er unter dem Verluste leucht. Hektor hat ein Weib genossen, geliebt. Sie gab dann dem reichen Mann ihren Körper, wollte dem Geliebten die Seele lassen. Dieser irrsinnige Dualismus endet mit dem Seelentod. „Es ist aus“, pflegt ein prosaisches Kind dem Geliebten zu schreiben; Margrit zeigt Hektor ihren „Tod“ an. . . .

Nun erleben wir alle Stadien, alle Stimmungen solcher Einsamkeit, die eine grausame Verlassenheit ist. Ein derartig in den Abgrund geschleudertes Mensch klammert sich verzweifelt an die Rippen seiner Kerkermauern. Das ist die tobende Einsamkeit Venas:

„Warst du auf einer Heide so allein,
So weißt du auch, wie's einen dann bezwingt,
Daß er umarmend stürzt an einen Stein;
Daß er, von seiner Einsamkeit erschreckt,
Entsetzt empor vom starren Felsen springt
Und bang dem Winde nach die Arme streckt.“

Diese Art Einsamkeit ist nicht die der Santos-Mönche; ist nicht der Trost Johann Georg Zimmermanns. Denn ein Einsamer solcher Art fürchtet sich vor seiner Einsamkeit und vor sich selbst — und kann sich und seiner Einsamkeit doch nicht entrinnen. Nicht von außen kommt Hilfe und Gesellschaft. Da ist keine Wahl, da ist ein innerlicher Urteilspruch.

Henning Berger, der Dichter, hat die Qualzustände Hektors mit erschreckender Erlebtheit geschildert. Ich verstehe jetzt, warum der Roman von einem „Ich“ erzählt wird, das Hektor so nahe rückt, daß man zuweilen diesen Hektor und den Erzählenden kaum voneinander unterscheiden kann. Bis sich zuletzt das erzählende Ich von Hektor loslöst und befreit aufatmet, wie ein Genesender nach langer Krankheit.

Von Sentimentalitäten und lyrischen Affekten sind Hektors passives Leben und Henning Bergers Stil ganz rein. In dieser Geschichte, in der eigentlich nichts geschieht, wird nur Tatsächliches erzählt. Das eben erschüttert ein verwöhntes Lesergemüt. Zum Beispiel: Hektor läßt sich von dem Küchenmädchen den Roterübensalat anmachen. Er selber versteht sich ja besser darauf, aber es gibt ihm eine letzte Illusion, als ob doch jemand sich mit ihm beschäftige. Dann die Wanderung durch nachtsille Straßen mit der wilden Begierde nach vertrauten Lebensäußerungen, und wär's das Sausen einer elektrischen Straßenbahn oder der sichtbare Rauch einer Zigarre. — Dann (was gewiß jeder von uns schon empfunden hat) die „jagende Einsamkeit“ in der großen Stadt: „Als das ganze Heer der Tagediebe des goldenen Kalbs mir in unaufhörlich wechselnder, von Seide und Farbe glänzender Wagenparade entgegenkam und die Luft schwer ward von Staubwolken und Benzin und Parfüm, da dachte ich —: Das ist der Kreislauf — ist Hand und Opfer und Werkzeug in immerwährendem Wechsel — rund und rund und rund — das ist die große Einsamkeit, die in alle Ewigkeit währt. . . Von jedem Zylinder, von allen vorüberhastenden Radspeichen, in denen das Sonnenfunkeln sich spiegelte, blitzte das Wort. Die Signale des Autos freischten es hinaus, die Peitschen knallten es, die Hufe der Pferde strampften es in rastlosem Takt. Die heiseren Rufe der Zeitungsjungen, die Weilchensträußchen der zerlumpten Blumenmädchen, die stereotypen Kommandogesten der Schutzleute und nicht zuletzt die erschrockene Flucht der Vögel zwischen Säulen, Guirlanden und vergoldeten Zinnen — alle waren sie

in meinen Augen und Ohren Herolde einer und derselben Idee: einer jagenden Einsamkeit.“ —

In dämmernder Morgenstunde öffnet sich die Tür zu Hektors Schlafzimmer. Eintritt im schimmernden Hemd die maiblühende Marcelle und gibt ihres Leibes siebzehnjährigen Frühling, duftend nach Mandelblüte und Tee, dem von dieser Jugend Überwältigten. Wird er nun leben können? Fällt endlich die Leiche Margits von seinen Schultern? Er saugt das Blut des Morgens. . . . Aber in seinem Herzen, unter dem Fatum seines Wesens wird es zu bitterer Galle. Ob er es weiß, ob er es bloß glaubt; von der Mutter, der Wirtin des Hotels, sagt er, sei die mandelblütige Marcelle geschickt, den Goldfisch festzuangeln. . . .

Unter allen Erbheiten dieser Einsamkeit ist die ergreifendste das Novellen-Fragment, das sich in Hektors verlassenem Hotelzimmer fand. Es schildert, wie einer das Haus und die Wohnung besucht, die einst Obdach seiner glücklichen Liebe waren und jetzt fremden Menschen gehören. Das ist mit einer realistischen Schonungslosigkeit erzählt, die aller Empfinderei sehr fern ist. Der Dichter sagt: „Schließlich schwindet die Liebe, die dahin ist, auch aus dem Sinn. Aus den Augen, aus dem Sinn.“

Man denkt bei dieses schwedischen Dichters wahrhafter Wehmut an Hugo von Hofmannsthal oder an das Gedicht Nowaks, eines andern Jung-Wieners: „Daß alle Dinge so vorübergleiten“ . . .

Von Hektor, dem Unheilbaren, löst sich unmerkbar, aber bestimmt das Ich des Erzählenden: „Ich blickte auf. Kein Hektor war mehr an meiner Seite — er war verschwunden, und ich wußte, er war für immer gegangen. Und ich fühlte mich weniger einsam.“

Denn der andere Einsame, der Erzählende, hatte die gesunde, starke Einsamkeit, die den Schmerz nicht scheut, Aug' in Auge mit ihm besteht. . . Der Einsame, der sich selbst erträgt. . . . Wie immer und für alles, stellt auch hier ein Goethe-Wort zur rechten Zeit sich ein:

„Ja! laßt mich meiner Qual!
Und kann ich nur einmal
Recht einsam sein,
So bin ich nicht allein.“

In der Einsamkeit des Gesunden entsteht am Ende des seltsamen Buches eine Weltanschauung — wie ein Nekrolog, den das Leben über den Tod spricht: Alle Tage des Lebens sind gleich rot; wie die roten Steinperlen eines Rosenkranzes alle gleich sind. Fällt die Sonne darauf, so funkeln die Facetten wie klarer Wein; wenn aber Schatten sie berührt, werden sie nachtschwarz. Und mit Sieg und Niederlage ist's wie mit rouge et noir an der Roulette. Auf die Länge sind die Verlust- und Gewinn-Chancen gleich. Es kommen ebenso viele rote Nummern heraus

wie schwarze. Aushalten können, ist alles, weiter spielen, weiter schreiten können. . . ! Was die Unverstehenden so einsam macht, wie Hektor war, ist, daß sie an einer Niederlage leiden, die sie nicht vergessen können. Von seinem eigenen Selbst kann man freilich nicht fortreisen. Aber mit uns selber können und sollen wir reisen. Und daran glauben: Qui perd, gagne.

So schließt dieses Tagebuch düsterer Einsamkeit mit einem optimistischen Bekenntnis. Man könnte einwenden, die Lehre ergebe sich nicht aus den Schicksalen in dem Roman. Aber woher stammen denn diese Schicksale? Aus dem gleichen inneren Born, aus dem der Dichter seinen Trostglauben schöpfte. Schließlich ist das Schlußwort auch nur das Bekenntnis eines einzelnen von den vielen Einsamen im Gespensterhotel.



Eine Donaufahrt an der rumänisch-bulgarischen Grenze.

Von Dr. Ernst Dolder.



reisen ist das Glück eines unglücklichen Menschen — sagt mit Recht ein bekannter Dichter, der die Wahrheit dieses Ausspruches an sich selbst erfahren hat.

Auch ich war damals nichts weniger als glücklich und empfand es als wirkliche Wohltat, den Alltagsorgen für kurze Zeit entrinnen und in Gottes herrlicher Natur reisen zu können.

Ich befand mich damals in Rumänien als Hauslehrer einer kleinen Bojarenfamilie. Mein Schicksal war nicht gerade beneidenswert, da die beiden Knaben des Hauses so ziemlich ohne Erziehung aufgewachsen waren und auch für den Sprachunterricht, den ich ihnen zu erteilen hatte, wenig Begabung zeigten. Ich schätzte mich daher glücklich, als eine größere Donaureise in Begleitung der Familie mich der Erziehungs- und Unterrichtsorgen für einige Zeit entheben und mich wieder ein freieres, zwangloses Leben und neue Anregung erhoffen ließ.